

Marcel Nakoinz

Keine Vernunft ohne Emotionen

Die emotionelle Basis der menschlichen Kultur

Marcel Nakoinz

Keine Vernunft ohne Emotionen: Die emotionelle Basis der menschlichen Kultur

ISBN: 978-3-8428-3073-8

Herstellung: Diplomica® Verlag GmbH, Hamburg, 2012

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtes.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Die Informationen in diesem Werk wurden mit Sorgfalt erarbeitet. Dennoch können Fehler nicht vollständig ausgeschlossen werden und der Verlag, die Autoren oder Übersetzer übernehmen keine juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für evtl. verbliebene fehlerhafte Angaben und deren Folgen.

© Diplomica Verlag GmbH

<http://www.diplomica-verlag.de>, Hamburg 2012

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
I Zur Skizzierung des Grundproblems	9
II Eine kleine Theoriesgeschichte	12
III Der Lösungsansatz	14
IV Die Vorgehensweise	17
Teil I: Terminologische Präzisierungen	18
1 Sprache	18
2 Bewusstsein und Denken	19
3 Handlungsmotive	22
4 Emotionen und Gefühle	23
Teil II: Irrwege des Verstehens	27
5 Tomasellos “Error“ – Die Annahme einer angeborenen Wir-Intentionalität	27
5.1 Die Entwicklung von Wittgensteins Bedeutungstheorie	28
5.2 Zur Möglichkeit vorreflexiv-nonverbaler Erfahrungen	29
5.3 Die Notwendigkeit eines zweidimensionalen Verständnisses von Bewusstsein	30
6 Damasio’s “Error“ – Spiegelneurone als biologischer Ursprung innerer Repräsentationen	32
6.1 Der spiegelnde Mensch	32
6.2 Zwischenkonklusion	34
Teil III: Wege des Verstehens	35
7 Vygotskijs kompetente Säuglinge	35
7.1 Pionierarbeit in der Säuglingsforschung	36
7.2 Vygotskijs Beitrag für die Moderne	37
7.3 Über Vygotskij hinaus	38
8 Holodynskis Modell der Sprachentwicklung – Die Entwicklung von Ausdruckszeichen und ihre Bedeutung für das Verständnis anderer	38
8.1 Holodynskis Internalisierungsmodell	40
8.1.1 Der Ausgangszustand des subjektiven emotionalen Erlebens	41
8.1.2 Der entwickelte Zustand des subjektiven emotionalen Erlebens	42
8.2 Der Stoff, aus dem die Emotionen sind	45

8.3 Zur Möglichkeit eines vorreflexive Verständnisses anderer durch nonverbale Interaktion.....	46
8.3.1 Semiotische Ausdrucksreaktionen.....	47
8.4 Der Einfluss des vorreflexiven Verständnisses anderer auf die reflexive Bewusstseins-ebene	51
8.4.1 Gefühle als reflektierte Emotionen.....	51
8.4.2 Zur Möglichkeit, Gefühle zu umgehen.....	53
8.5 Der Einfluss der Kultur auf das Gefühl.....	54
8.5.1 Vorschlag für eine erweiterte Gefühlsdefinition	55
8.5.1.1 Nähere Bestimmung der Gefühle als reflektierte Emotionen.....	55
8.5.2 Die kulturelle Formung der Gefühle als Grundlage ihrer Versprachlichung	58
8.6 Die Verbalisierung der Gefühle auf Basis ihrer kulturellen Formung.....	60
8.6.1 Der Berührungspunkt des sprechenden Gefühls und des stummen Verständnisses.....	61
8.7 Über Holodynski hinaus.....	64
9 Die Beziehung des Gedankens zum Wort	65
9.1 Handlungswissen als Bedingung des vorreflexiven Verständnisses anderer....	66
9.2 Die Bedeutung der gemeinsamen Aufmerksamkeit für das Handlungswissen	69
9.3 Die Bedeutung von gemeinsamen Hintergründen für die gemeinsame Aufmerksamkeit	70
10 Menschen lesen Körper – nicht Gedanken.....	72
11 Das Hirn als Antizipationsorgan.....	75
11.1 Die neuronale Bühne des vorreflexiven Verständnisses	75
11.2 Spiegelneurone als die Bretter dieser Bühne	77
Abschlussbetrachtungen	80
Literaturverzeichnis	83
Monografien.....	83
Ausgaben	85
Zeitschriften	85

„The eyes have one language everywhere.” - George Herbert Mead

Einleitung

I Zur Skizzierung des Grundproblems

„Um so leichter ertragen wir das, was uns umgibt, als wir es mit einem Namen versehen und ... es dabei bewenden lassen. Aber einen Gegenstand mittels einer Definition erfassen, so willkürlich diese auch sein mag – und je willkürlicher sie ist, um so bedenklicher wird sie sein, weil dann nämlich die Seele der Erkenntnis vorausseilt – hieße diesen Gegenstand schal und überflüssig machen, hieße ihn vernichten.“

Emil M. Cioran

Wie kommt es, dass beim alltäglichen Sprechen über private emotionale Erlebnisse mit einer gewissen Grundsicherheit angenommen werden kann, dass man sich einander versteht, obwohl Philosophen und Naturwissenschaftler zugleich größte Schwierigkeiten haben, Emotionen zu definieren und zu verstehen, inwieweit intrapersonale Empfindungen mit den sich auf diese beziehenden interpersonal wahrnehmbaren Wortäußerungen verbunden sind? Diese Sicherheit ist umso erstaunlicher, als dass sie sich mit einem relativ begrenzten Vokabular begnügt. Die mögliche Asynchronität, zwischen dem subjektiv *reichhaltig empfundenen emotionalen Erleben* und den im Vergleich dazu dürftigen Möglichkeiten einer *begrifflichen Darstellung* dieses Erlebens, umreißt das Grundproblem, welches innerhalb dieser Untersuchung kritisch beleuchtet wird.

Ein solcher Unmut über die “Unfähigkeit der Sprache zur korrekten Abbildung der inneren Gefühlswelt“ ist ein seit dem Aufkommen der Schriftlichkeit in Dichtung und Philosophie gleichermaßen verhandeltes Phänomen. Genauso wie Platon das Unterfangen der schreibenden Dichter gegenüber den Sängern missbilligt „etwas außerhalb des Geistes zu stellen, was in Wirklichkeit innerhalb des Geistes liegt“ (Schrott (2011), 386), moniert auch der junge Werther Goethes:

[Ich müsste Wort für Wort wiederholen], um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja, ich müsste, um die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Gebärden, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist alles plump, was ich wieder vorbringen könnte (Goethe (2007), 19f).

Ähnlich drastisch drücken sich Sprachskeptiker während des *Fin de siècle* aus:

Mein Fall ist in Kürze dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen. [...] Ich empfand ein unerklärliches Unbehagen, die Worte 'Geist', 'Seele' oder 'Körper' nur auszusprechen [denn] die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze (Hofmannsthal (1991), hier: 48f).

Diese Beispiele einer Asynchronität zwischen inneren Empfindungen und deren sprachlichen Korrelaten erscheinen jedoch nur auf den ersten Blick problematisch.

Wenn Goethes Werther eindringlich schildert, wie unbeschreiblich der »Ausdruck seiner Gebärden, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke« wären oder aber Hofmannsthals Lord Chandos sein Unbehagen über seine eingeschränkte sprachliche Artikulationsfähigkeit paradoxerweise in die blumigsten Metaphern über »im Munde zerfallende modrige Pilze« kleidet, beweisen die Autoren gerade eindringlich, wie mit Worten oder auch dem Auslassen derselben ein *Verständnis* des jeweils Beschriebenen im Leser geweckt werden kann.

Wirkliches Gewicht hat die Möglichkeit dieser Asynchronität erst in den letzten Jahrzehnten erlangt, da sie für die Naturwissenschaften, welche über Emotionen forschen, von entscheidender Bedeutung ist. Im Grunde schwebt nämlich, von den Neurowissenschaften bis zur Psychologie über allen empirischen Aussagen über Emotionen das Damoklesschwert der Verlässlichkeit der sprachlichen Selbsteinschätzungen von Probanden bezüglich ihrer intrapersonalen emotionalen Empfindungen. Die Aussagekraft jedes systematisch entwickelten Fragebogens und jeder durch bildgebende Verfahren gewonnenen Darstellung von Hirnaktivitäten über die subjektiven Empfindungen des Probanden hängt letztlich von der Interpretation dessen ab, was dieser in Korrelation zu den jeweiligen Messungen aussagt.

Das Problem, dass die Übersetzung mentaler Zustände in Sprache eine nicht zu verachtende Abstraktionsleistung des Probanden darstellt, deren Ergebnis keinen wissenschaftlich aussagekräftigen objektiven Zugang zum emotionalen Erleben des Subjekts darstellt, wird von der Forschung meist großzügig übergangen. Genau hierin, so die These der vorliegenden Ausarbeitung, lässt sich jedoch die Achillesferse der modernen Emotionsforschung feststellen.

Dessen ungeachtet, beanspruchen z. B. Neurowissenschaftler anhand immer genaueren Beobachtungsmöglichkeiten für sich, menschliches Bewusstsein und Subjektivität naturalisieren (neurophysiologisch erklären) zu können (vgl. Fuchs (2008), 16). Doch wenn ein Hirnforscher seinen Probanden fragt: »Haben sie gerade Angst?«, ist er vollends auf die Zuverlässigkeit von dessen Aussagen angewiesen. Natürlich glaubt jedes Subjekt intuitiv, sich über seine eigenen Gefühle und Gedanken im Klaren zu sein und am ehesten dazu kompetent, über dieselben Auskünfte erteilen zu können. Diese Sicherheit des Subjekts, ist aber rein subjektiv und muss nicht zwangsweise mit den

objektiven Messungen des Forschers übereinstimmen. Was ein Proband mit Worten wie »starker Schmerz« oder »Wut« verbindet, beruht vielmehr auf seiner *Lebensgeschichte* und seinen *Erfahrungen*.

Auf eine solche Hintergrundgeschichte kann ein empirischer Forscher aber unmöglich eingehen. Darum ist es gerade das Zustandekommen dieser höchst *prozesshaften und objektiv nicht messbaren Bedeutung von Worten*, die im Folgenden untersucht werden soll.

Für dieses Unterfangen lässt sich eine der Grundannahmen des späten Wittgenstein stark machen, der nach, dass Subjekt die Bedeutung von Worten in intersubjektiven Sprachspielen erlernt. Gegen die Möglichkeit eines privaten Erlebnisses, welches eine Person zwar für sich benennen, aber nicht interpersonal vermitteln könne, spricht dabei sein Privatsprachenargument (vgl. Wittgenstein (2006a), § 258). Es wendet dagegen ein, dass ein Kriterium für die Richtigkeit der Verwendung eines Wortes nicht dem einzelnen Subjekt gegeben sein kann, welches dann eine Sprache quasi für sich allein erfinden könnte, sondern nur innerhalb des intersubjektiven Umgangs mit anderen Menschen, die zusammen eine Sprache verwenden und den Sprachgebrauch korrigierend überwachen.

Einige neuere Theorien empirischer Forscher bedenken zwar mittlerweile die Möglichkeit, dass „Emotionswörter letztlich doch nur Etiketten für tatsächlich empfundene Dinge sind“ (Schrott (2011), 106; vgl. Wolf (2011)). Doch auch diese das Problem simplifizierende Annahme, resultiert nur in der abermaligen Suche nach Korrelationen subjektiver Auskünfte mit äußerlich messbaren Parametern wie Reaktionszeiten, körperlichen Stressanzeichen und Hirnströmen (vgl. Schrott (2011), 107; Wolf (2011), hier: 24f). Dabei wird jedoch schnell vergessen, dass Menschen nicht bloße Agenten ihrer Gene, Hormone und Neuronen sind, sondern Personen mit Gründen und Motiven (vgl. Fuchs (2008), 17).

Im Folgenden wird daher die These vertreten, dass es erst durch das Einbeziehen der handlungssteuernden Motive eines Menschen und deren intersubjektiv-kulturellen Formung möglich wird, zu plausibilisieren, warum *innere* Vorgänge *äußerer* Kriterien bedürfen, wie es Wittgenstein ausdrückt (vgl. Wittgenstein (2006a), § 580). Diese inneren Vorgänge als das emotionale Erleben des Subjekts, werden im Laufe der Studie als durch eine bereits auf einer vorsprachlichen Ebene der Ontogenese ansetzende, zwischenmenschliche Interaktion grundlegend strukturiert herausgearbeitet. Die dem

subjektiven Erleben somit prinzipiell inhärente Intersubjektivität ist, so die These der vorliegenden Untersuchung, die Bedingung des Verständnisses anderer¹ und der damit einhergehenden Möglichkeit des allgemeinverständlichen Sprechens über Emotionen.

II Eine kleine Theoriegeschichte

Das Phänomen der Emotionen entzog sich lange Zeit dem Interesse der Philosophie und der empirischen Forschung. Seit der Antike beschränkte sich das theoretische Interesse an Emotionen als »Krankheiten der Seele«, zumeist auf Möglichkeiten ihrer Kontrolle und der Notwendigkeit ihrer Unterdrückung. So wurden Emotionen bis in das Zeitalter der Aufklärung hinein praktisch nie Gegenstand einer objektiven Theoriebildung (vgl. Landweer (2008), hier: 6). Erst im 17. Jahrhundert änderte sich dieser Zustand und ebnete damit den Weg dafür, die Vernunft – jene den Menschen als vor den Tieren auszeichnende Gegenspielerin der Emotionen – als selbst von emotionalen oder vorreflexiven Prozessen beeinflusst zu denken.

Vielleicht als ein Vorreiter dieser Denkbewegung, beschreibt Kant in seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1833) als einer der ersten ein Phänomen, welches er zwar sprachlich eloquent benennt, jedoch innerhalb seiner philosophischen Überlegungen als rätselhaft deutet:

Es ist aber merkwürdig: daß das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) erst anfängt durch Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten Person sprach, (Karl will essen, gehen u.s.w.) und daß ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu sein scheint, wenn es den Anfang macht durch Ich zu sprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. – Vorher fühlte es bloß sich selbst, jetzt denkt es sich selbst. – Die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich schwer fallen (Kant (1833), 4).²

Nur wenig später nennt Kant in einer Randnotiz den Grund für diese Ablehnung einer weiteren Beschäftigung mit dem Thema:

Daß das Feld unserer Sinnesanschauungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewußt sind, ob wir gleich unbezweifelt schließen können, daß wir sie haben, d. i. dunkler Vorstellungen im Menschen (und so auch in Thieren), unermesslich sei, die klaren dagegen nur unendlich wenige Punkte derselben enthalten, die dem Bewußtsein offen liegen: daß gleichsam auf der großen Karte unseres Gemüths nur wenige Stellen illuminiert sind: kann uns Bewunderung über unser eigenes Wesen einflößen [...]. So ist das Feld dunkler Vorstellungen das größte im Menschen. –

¹ In der Philosophie des Geistes ist das hier zugrunde liegende Phänomen immer wieder unter diversen Problemstellungen verhandelt worden, wie dem »Problem des Fremdpsychischen«, dem »*explanatory gap*-Problem« und dem »Leib-Seele-Dualismus« (vgl. Pauen (2001); Descartes (2004); Brüntrup (2008); u.a.).

² Hervorhebungen in Zitaten entsprechen innerhalb dieser Studie immer dem Original.